

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Von Wert und Würde des ländlichen Raumes

Landwirtschaft und Landschaft im Visier

I. Von der Natur- zur Kulturlandschaft

Der Weg aus der Natur- in die Kulturlandschaft ist der Schicksalsweg des Menschen. Ganz so wie er in seinem physischen, psychischen und spirituellen Dasein einen *Aufstiegs*weg aus niedrigeren Lebensformen bis hin zum selbstbewußten und (bis zu einem gewissen Grade wohl auch) selbstbestimmten Wesen genommen hat, so ist er auch aus innerer Notwendigkeit den *Ausstiegs*weg aus der Naturlandschaft in die Kulturlandschaft gegangen. Die wenigsten unserer Zeitgenossen haben noch echte Naturlandschaften kennen gelernt. Der Autor gehört zu diesen. Im walddreichen U.S.-Staat Vermont gehörte zu seiner alten Pionierfarm ein Waldgebiet, das seit unzähligen Jahren weder Axt noch Säge noch pflegende Hand gesehen hatte. Schon dieser vergleichsweise junge, mit Bächen und morastigen Niederungen durchsetzte, von Braunbären, Luchsen, Wildkatzen und Wild jeglicher Art bewohnte Beinahe-Urwald, in dem verendete Baumriesen kreuz und quer den Weg versperrten, war nahezu unzugänglich. Hätte er nicht sein Brot auf andere Weise verdienen können, hätte er ihm entschieden zu Leibe rücken müssen. Mit anderen Worten: Zum weiträumigen Ausstieg des Menschen aus den Naturlandschaften der Frühzeit gab es wohl kaum eine Alternative. Der Entwicklungsweg vom – mit immer zahlreicherer Nachkommenschaft gesegneten – Jäger und Sammler zum Wald- und Ackerbauern war im Buch des Lebens vorgezeichnet. Was dann (in Mitteleuropa seit etwa 6500 Jahren) im zähen Ringen mit den jeweiligen Gegebenheiten der natürlichen Um- und Mitwelt des Menschen entstand, war und ist das, was wir heute als Kulturlandschaft zu bezeichnen pflegen. Ich darf daran erinnern, daß das Wort

„Kultur“ aus dem lateinischen Zeitwort *colere* abgeleitet ist, das soviel wie „ackern, pflügen, pflegen“ bedeutet. Das Land kam also unter den Pflug. Und da dieser – nun im weitesten Sinne des Wortes zu verstehende – Pflug im Gefolge der Entdeckungen und Erfindungen der frühen Neuzeit und der stürmischen Entwicklungen der technischen Revolutionen des ausgehenden 18., des 19. und des 20. Jahrhunderts immer tiefschürfendere und weitausgreifendere Formen annahm, verwandelten sich nicht nur die städtischen, sondern (wenngleich in abgeschwächter Weise) auch die ländlichen Räume zu weithin unspezifischen Zivilisationsgeländen, die – wenn überhaupt – allenfalls noch das Herz von Buchhaltern höher schlagen lassen.

Daß dieses Phänomen keineswegs nur die Folge (wie dann auch wieder die Voraussetzung weiterer) technologischer, sondern auch ökonomischer, sozialer und nicht zuletzt auch politischer Entwicklungen war, ist unübersehbar. Die zur allmählichen Angleichung von Stadt und Land führende Zivilisierung und Urbanisierung der Erde nahm jedenfalls unaufhaltsam ihren Lauf. Rainer Maria Rilke war es, der diesen Prozess vor ziemlich genau 100 Jahren (im 3. Buch seines „Stundenbuches“ aus dem Jahre 1903 nämlich) in die sowohl die Gegenwart nachzeichnenden als auch die Zukunft vorzeichnenden Verse gefasst hat:

„Die Städte aber wollen nur das Ihre
und reißen alles mit in ihren Lauf.
Wie hohles Holz zerbrechen sie die Tiere
und brauchen viele Völker brennend auf.

Und ihre Menschen dienen in Kulturen
und fallen tief aus Gleichgewicht und Maß,
und nennen Fortschritt ihre Schneckenspuren
und fahren rascher, wo sie langsam fuhren,
und fühlen sich und funkeln wie die Huren
und lärmten lauter mit Metall und Glas.

Es ist als ob ein Trug sie täglich öffte,
sie können gar nicht mehr sie selber sein;
das Geld wächst an, hat alle ihre Kräfte
und ist wie Ostwind groß, und sie sind klein